

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 22 (1942-1943)
Heft: 1

Artikel: Glossen zur Schönfärberei Röpkes
Autor: Bauer, Gustav
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-334602>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ROTE REVUE

SOZIALISTISCHE MONATSSCHRIFT

Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz

22. JAHRGANG - SEPTEMBER 1942 - HEFT 1

Glossen zur Schönfärberei Röpkes

Von G u s t a v B a u e r

Das Buch des Professors *Wilhelm Röpke*, «Die Gesellschaftskrise der Gegenwart», hat hier bereits von den Genossen Gitermann und E. J. Walter in ausführlichen Gesamtbesprechungen die verdiente Kritik und Ablehnung erfahren. Trotzdem erscheint es mir am Platze, angesichts der überaus freundlichen Aufnahme, die es nicht nur in bürgerlichen Kreisen der verschiedensten Parteirichtung, sondern auch bei sonst schätzenswerten sozialistischen Außenseitern gefunden hat, seine Widersprüche und seine innere Hohlheit an der Hand der ernsthaften Sozial- und Kulturgeschichtsforschung wenigstens an etlichen Stichproben nachzuweisen. Gerade weil heute die nicht allzu breite Schicht der anspruchsvolleren Bücherleser vornehmlich in zwei Kategorien zerfällt, in Fachwissenschaftler mit allzu engem Horizont und in Allerweltsleser mit mangelnden weltgeschichtlichen Kenntnissen, ist es Publikationen vom Schlage des Röpkeschen Buches möglich, allerhand Verwirrung anzurichten. Die Mischung anscheinend stupender Gelehrsamkeit, philosophischer und ästhetischer Beschlagenheit und weltmännischer, allesverstehender und allesverzeihender Großzügigkeit, die Röpke diesmal herausstellt, verfehlt bei vielen Lesern beider Arten leider ihren Zweck nicht. Wahrscheinlich aber genügt es, die irregeführten Leser nur an einigen Stellen hinter die Filmkünste Röpkes schauen zu lassen, um ihren Blick für die Realitäten der vergangenen wie der noch zu gestaltenden künftigen Geschichte zu schärfen.

Röpke sucht den Zeitgenossen einen Horror einzuflößen vor der «Vermassung» der menschlichen Gesellschaft, vor der «Technifizierung» und vor dem Sozialismus, der durch planvolle, kulturelle Ausnützung aller modernen Produktions- und Verteilungsmöglichkeiten die materielle wie die geistige und sittliche Wohlfahrt der demokratisch sich selbst regierenden Volksmassen verwirklichen will. Dafür kokettiert er mit der Herrschaft einer aristokratischen Auslese, deren Aufgabe es sein soll, der technischen Entwicklung Zügel anzulegen, die Gesellschaft nach Ständen und Zünften zu gliedern, wie in den romantisch verherrlichten Zeiten vergangener Jahrhunderte, und dadurch der «Vermassung» durch die sozialistischen Zielsetzungen des modernen Proletariats den Riegel zu stoßen. Dabei bleibt Röpke überall im Nebel vager Andeutungen; er identifiziert

sich weder mit den katholischen Ideen des Ständestaates noch mit dem Faschismus und Nationalsozialismus, die ihm offenbar durch das Kolossalische ihrer Weltmachtziele und das Totalitäre ihrer Staatsorganisation allzusehr eine «Vermassung» anderer Art darzustellen scheinen. So bleibt denn eine wunderliche, schrullenhafte Kreuzung von Liberalismus und Ständestaat übrig, deren Organisation und Leitung offenbar diplomierten Weltweisen, wie Röpke, vorbehalten bleiben müßte.

Doch beginnen wir mit unsern Rundglossen. Röpke hält nicht nur das 20., sondern auch das 19. Jahrhundert wegen ihrer technischen, großkapitalistischen Entartung für eine Fehlentwicklung. Seine Bewunderung gehört vielmehr dem 18. Jahrhundert, daneben noch dem 16. Jahrhundert. Auf Seite 121 seines Buches schwärmt er beispielsweise von der *Weltseligkeit des 18. Jahrhunderts*. Er zitiert nach Taine, was die Großmutter der großen französischen Dichterin George Sand darüber ihrer Enkelin erzählt habe: Zu ihrer Zeit sei man niemals alt gewesen. Erst die Revolution habe das Alter in die Welt gebracht. Welch schöner, eleganter, liebenswürdiger, genußfreudiger Kavalier sei ihr Mann, der Großvater der Dichterin, gewesen! Ach, damals habe man noch zu leben und zu sterben verstanden! Halbtot habe man sich noch zu einer Jagdpartie schleppen lassen. Man sei lieber auf einem Ball oder in einer Komödie gestorben als im Bett. Damals sei man noch Lebensphilosoph gewesen, ohne Pedanterie und Heuchelei. Und Röpke fügt hinzu, daß man sich damals, im 18. Jahrhundert, vor der Revolution, mit Voltaire bemüht habe, durch Auskosten des Lebens den Tod zu verachten. — In der Tat war das damals die Lebensparole für die *kleine Schicht der Geburtsaristokratie und des Besitzes*. Auch die kleine Bildungsschicht konnte daran teilnehmen, sofern sie sich der Herrenphilosophie der kleinen Privilegiertenschicht anpaßte. Nahm sie sich dagegen der Leiden der breiten Volksmassen an, kämpfte sie gegen den Absolutismus der Fürsten, des Adels, der Kirche an, wurde sie Verkünder der Vernunft und der Gerechtigkeit, so wurde sie verfolgt und geächtet und mußte ins Ausland flüchten, wie Voltaire selbst. Dabei war die Aristokratie in Frankreich aus lebensgenießerischem Hang selbst skeptisch genug. Sie liebäugelte sogar mit den Aufklärern, welche die kommende Große Revolution geistig vorbereiteten, den Rousseau, Voltaire, den Enzyklopädisten. Freilich verstand sie keinerlei Spaß, sobald ihre materiellen Vorrechte irgendwie angetastet wurden. Die «Weltseligkeit» der französischen Privilegiertenklasse nicht nur, sondern, wie wir gleich sehen werden, auch der deutschen, der englischen, kurz, der europäischen Aristokratie und Privilegiertenschicht war überall die gleiche und basierte überall auf der *schamlosen und schändlichen Entrechtung und Ausplünderung der großen Masse der «Untertanen»* in Stadt und Land. Röpke weiß das natürlich selbst gut genug. Er kennt die sozialen Ursachen der englischen wie der französischen Revolution. Er verteidigt sogar das historische Recht solcher Revolutionen mit Lebhaftigkeit und durchschlagenden Gründen. Um so befremdlicher ist deshalb nur seine Schwärmerei für die sozialen und Sittenzustände des 18. und des 16. Jahrhunderts und seine Abneigung gegen das 19. und 20. Jahrhundert, das doch die bürgerliche Gleichheit gebär, eine humanitäre Rechtspflege, den modernen,

wissenschaftlichen Sozialismus, beispiellose Fortschritte der wissenschaftlichen Forschung und jene wunderbare Produktionstechnik, der erst einer wahrhaften Weltseligkeit aller Bürger und der gesamten Menschheit die wirtschaftlichen und kulturellen Grundlagen zu geben vermag.

Die von Röpke erwähnte geniale Dichterin George Sand, mit ihrem eigentlichen Namen Aurore Dupin, war übrigens die Tochter eines französischen Offiziers, dessen Mutter die natürliche Tochter des Marschalls *Moritz von Sachsen* war, der seinerseits wieder einer Liaison zwischen dem sächsischen Kurfürsten August dem Starken und der Gräfin Aurora von Königsmarck entstammte. Dieser August, nachmaliger König von Polen, besaß von seinen unzähligen Geliebten 352 Kinder und war gleich seinem natürlichen Sohne Moritz genau der gleiche Typus aristokratischer Lebensfreudigkeit und Weltseligkeit, die Röpke so imponiert. Und wenn wir Näheres über diese Lebensführung erfahren wollen, so brauchen wir nur den kürzlich im Verlag der Büchergilde erschienenen Roman «Dein Werk soll deine Heimat sein» von *Adrien Turel* zu lesen. Diese August, Moritz oder auch die hannöverschen George, die im 18. Jahrhundert den englischen Thron zierten, waren, gleich vielen anderen deutschen Fürsten und Prinzen, von dem gleichen Menschenschlage wie die Louis XIV., Louis XV. oder die Masse der französischen Hochadligen. Sie waren die Regenten, Höflinge und hohen Offiziere ihrer Länder. Stolz, herrschsüchtig, ehrgeizig, Genüßlinge, skrupellos in der Ausbeutung ihrer Untertanen, aber meist auch von soldatischer Tapferkeit, zum Teil ausgezeichnete Generale und Feldherrn ihrer Zeit. Dazu im Privatleben oft auch keineswegs Unmenschen, sondern lebenswürdige Kavaliers, gelegentlich auch aufrichtige Freunde der Kunst und der Wissenschaft. Aber gerade Turels dichterisches Einfühlungsvermögen in die Gebräuche und Sitten der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und in die seelische Persönlichkeit Moritz' von Sachsen, des Generalfeldmarschalls von Frankreich, offenbart uns, wie unbefriedigt sich diese Halbgötter trotz allem Jagen nach Macht, Ansehen und Genuß fühlten. Sie taumelten gleich dem Goetheschen Faust von Begierde zum Genuß, und verschmachteten im Genuß nach Begierde. Sie konnten wohl Reichtümer, Mätressen für sich erobern, sogar Länder, aber niemals die Herzen der Massen, die Achtung der edelsten Zeitgenossen. Das wahre Glück des alten Faust, das fröhliche Gewimmel eines freien, glücklichen Volkes miterleben, ja auch nur miterahnen, miterstreben zu können, blieb ihnen versagt. Das Zeitalter war trotz aller Scheinpracht der Höfe, trotz allem Flitterglanz des Kavaliertums brutal, barbarisch und darum seelenlos. Moritz von Sachsen endete darum auch nach einer wüsten Schwelgerei in einer Art Tobsuchtsanfall.

Nur eine Charakteristik des Zeitalters des Barocks und des Rokokos, die der sehr lesenswerte Roman *Adrien Turels* gibt, sei zur Kennzeichnung seiner furchtbaren Brutalität in kurzem Auszug wiedergegeben: «Wenn im 19. Jahrhundert Machtübertragung in der Symbolik des Geldwesens geschah durch Besitzübernahme von Aktienpaketen, durch Patentübertragungen, durch die Gesamtheit der Transaktionen, welche in der Strategie der Trustbildungen gipfelten, so drückte sich der Machtkampf des 18. und des 17. Jahrhunderts in einer anderen Symbolik aus . . . Zuweilen ging

ein Brautzug durch Europa. Es war eine Prinzessin, die man mit einem Kleinodienschatz unter pompöser Eskorte von einem Land zum anderen, von einer Residenz zur anderen schickte . . . Zu diesem Zuge, der von Stadt zu Stadt feierlich empfangen wurde wie ein Götterbild, schauten die Bauern und die Bürger in den Dörfern und Städten hin wie zu einem langsam dahingleitenden Gewitter, von dem sie nicht wußten, ob es sie selbst treffen würde oder den Nachbarn, denn irgendeinen traf es gewiß. Jede Eheschließung zwischen Fürstenhäusern dieser Zeit zielte auf lange Sicht, auf den Fall eines Todes, einer großen Erbschaft und Thronfolge, irgendeiner Sedisvakanz, auf die Ausschaltung irgendeiner Macht, auf die Erwerbung irgendeines Gebiets, auf irgendeine Verschiebung im Mächteverhältnis der europäischen Staaten zu einer Zeit, wo Europa noch die Welt bedeutete . . . Im Stil der Zeit war der ganze Wagenzug als Zug der Venus aufgetan, aber wenn die Braut klug war, wußte sie, daß sie als Eris daherkam, als Göttin der Zwietracht. Denn eines war sicher, daß die Neuvermählte am Hof, wo sie Königin oder Kronprinzessin wurde, bösesten Intrigen, tiefstem Mißtrauen und unzähligen Komplotten begegnen würde, denn die einheimischen Damen unterließen es niemals, ihr, als einer Ausländerin, feindlich zu begegnen.» Nimmt man dazu noch die überall herrschende Mätressenwirtschaft, so kann man sich eine Vorstellung von dem Glück solcher Ehen machen. Nicht zu reden von dem Schicksal der verschachtelten Untertanen bei den immer wieder ausbrechenden Erbfolgekriegen.

Aber selbst wenn keine Kriege das Land verwüsten, lebt die Masse des Volkes in Armut und Stumpfsinn dahin. Schildert doch *Albert Mathiez* die Lage der Bauern, die vier Fünftel des Volkes bildeten, in seinem Werke «Die Französische Revolution» an deren Vorabend mit den Worten: «Die Bauern sind Lasttiere dieser Gesellschaft. Zehent, Grundzins, weltlicher Zehnte, Wegfron, königliche Abgaben, Militärdienst, alle Lasten werden ihnen aufgebürdet. Die Taubenschläge und das Wild der Grundherren verwüsten ungestraft ihre Ernten. Sie wohnen in zum Teil strohbedeckten Erdhütten, die oft nicht einmal einen Rauchfang haben. Fleisch kennen sie nur an Festtagen und Zucker nur in Krankheitsfällen. Verglichen mit unseren heutigen Bauern, sind sie elend daran und doch weniger unglücklich, als es ihre Väter waren und ihre Brüder, die Bauern in Italien, Spanien, Deutschland und Polen zur gleichen Zeit noch sind.»

Und wie stand es um die Volkswohlfahrt und die Sitten im 18. Jahrhundert in *Preußen* zur Zeit Friedrichs des Großen? In einem der hervorragendsten Werke der sozialistischen Geschichtsschreibung, in *Franz Mehrings* «Lessing-Legende», finden wir eine Überfülle des jeder Prüfung standhaltenden Tatsachenmaterials. Das Werk zerstört ebenso gründlich die Legende zahlreicher dem Hohenzollernkult verfallener Literaturhistoriker, daß der Dichter der *Minna von Barnhelm* und des *Nathan der Weise* ein nach höfischer Gunst trachtender Streber gewesen sei, wie den um Friedrich den Großen gewobenen Nimbus, etwas ganz anderes gewesen zu sein als der Sonnenkönig oder andere Dynasten seines Zeitalters. Dabei wird Mehring, gerade weil er Vertreter der ökonomischen Geschichtsauffassung ist, den wirklichen Qualitäten und Leistungen Friedrichs des

Großen durchaus gerecht. Gleich seinen Vorgängern, namentlich dem Großen Kurfürsten und seinem Vater, König Friedrich Wilhelm I., war er vor allem auf die Schaffung eines großen, militärisch mächtigen Staates bedacht. Die furchtbaren Erfahrungen des Kurfürstentums Brandenburg während des Dreißigjährigen Krieges trieben ihr ganzes staatspolitisches Streben und Denken auf dies Ziel der Macht und der Wehrhaftigkeit, das ja das Herrscher- und Staatsideal aller tatkräftigen Herrscher der damaligen Zeit war und das selbst heutigen Tages erst durch ein anderes, höheres ersetzt werden muß. An die Stelle des einstigen Römischen Reiches Deutscher Nation war ja seit den überseeischen Entdeckungen und den dadurch hervorgerufenen Wirtschaftsverschiebungen in Deutschland, seit dem im Reformationsstreit seinen ideologischen Ausdruck findenden Unabhängigkeitsstreben der deutschen Fürsten der zersetzende Kampf um die Erringung der stärksten Heeresmacht der deutschen Einzelstaaten getreten. Und da durch den Niedergang des Handels im südlichen Deutschland und die Entmachtung der Hansa im Norden Deutschlands auch die Macht des deutschen Stadtbürgertums von ihrer früheren Höhe herabgestürzt war, triumphierte überall der fürstliche Absolutismus. Der große Kurfürst und seine königlichen Thronfolger hatten es auch verstanden, den Adel in eine von der Krone abhängige Offiziers- und Beamtenkaste zu verwandeln, freilich nur dadurch, daß sie ihm – wie in Frankreich und England – Bauern und Kleinbürger weitgehend preisgaben. Und was von dem aufstrebenden Preußen galt, galt auch von den Hunderten von Klein- und Kleinststaaten, die im 18. Jahrhundert in Deutschland existierten. Daß eine solche Ständegliederung – absolute Herrscher, genußsüchtiger, beutegieriger Adel und rechtlose, ausgeplünderte Bauern und Kleinbürger – alles andere als eine ideale Staatsorganisation und eine wirkliche Kultur verkörperte, läßt sich denken. Und es war nur zu natürlich, daß ein Mann wie Lessing, dem Mehring «Ehrlichkeit und Mannhaftigkeit, eine unersättliche Begierde des Wissens, großartige Verachtung aller weltlichen Güter, Haß gegen alle Unterdrücker, Liebe zu allen Unterdrückten, stete Kampfbereitschaft gegen das Unrecht, immer bescheidene und immer stolze Haltung in dem verzehrenden Kampfe mit dem Elend der politischen und sozialen Zustände» nachrühmt, in Preußen die übelsten Erfahrungen machen mußte. Preußen nennt er oft kurzweg «das despotische Land», auf das «der größte Despotismus drückt, der je gedacht ist. Ich gedenke mit Schaudern an dieses Land.» Auch Winckelmann schrieb in einem Briefe an Usteri vom 15. Januar 1763: «Es schaudert mich die Haut vom Wirbel bis zur Zehe, wenn ich an den preußischen Despotismus und an den Schinder der Völker denke, welcher das . . . Land zum Abscheu der Menschen machen und mit ewigem Fluche belegen wird. Lieber ein beschnittener Türke als ein Preuße.»

Berlin, das Ende der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts 138 719 Einwohner zählte, darunter 32 364 Mann Garnison, hatte nach einer unparteiischen Zeugin, der Lady Montague, die schäbige Eleganz geschminkter und frasierter Freudenmädchen, die allen deutschen Residenzstädten, im Gegensatz zu Handelsstädten, wie Leipzig, damals anhaftete.

Waren doch all diese Städte, wie Mehring sagt, «meist künstliche, parasitische Schöpfungen, bestimmt, der fürstlichen Allmacht einen prunkenden Hintergrund zu geben, jeder kommunalen Selbständigkeit entkleidet, überfüllt mit kriechenden Höflingen, servilen Beamten, brutalen Soldaten, ausländischen Abenteurern.» Die englischen Gesandten am Hofe Friedrichs schildern Berlin als ein Gefängnis und eine Stätte des Lasters. So schrieb Lord Malmesbury 1772: «Berlin ist eine Stadt, wo es weder einen ehrlichen Mann noch eine keusche Frau gibt. Eine totale Sittenlosigkeit beherrscht beide Geschlechter aller Klassen, wozu noch die Dürftigkeit kommt... Die Männer sind fortwährend beschäftigt, mit beschränkten Mitteln ein sehr ausschweifendes Leben zu führen. Die Frauen sind Harpyien, denen Zartgefühl und wahre Liebe fehlt und die sich jedem preisgeben, der sie bezahlt.» Auch der Dichter Gleim schrieb bereits 1746 über eine Redoute: «Die grobe Wollust hat überall die Oberhand.» Und der Frühlingssänger und preußische Offizier Kleist berichtet 1751 über Skandalaffären der hohen Aristokratie, und bemerkt dazu: «Überdem sollte man eine so natürliche Sache nicht so übelnehmen... Der Ekel ist doch ganz unausbleiblich in der Ehe, und alle Männer und Frauen sind durch ihre Vorstellungen von anderen liebenswürdigen Vorwürfen nezesiret, untreu zu sein. Wie kann das bestraft werden, wozu man gezwungen ist.» Womit der acht Jahre später auf dem Schlachtfeld gefallene Dichter-Major nur eine Sexualmoral aussprach, die überall, sogar in dem zeitweilig so puritanischen England, damals von der Aristokratie ausgiebigst praktiziert wurde.

Um diesen ausschweifenden Luxus zu befriedigen, reichten alle steuerlichen Einkünfte nicht aus. Die deutschen Fürsten fanden noch andere Zahlungsmittel in den Subsidien, für welche sie ihre landesherrlichen Rechte, vor allem die *Verfügung über Fleisch und Blut der Untertanen*, an das Ausland verkauften. So sind allein von 1750 bis 1815 von Frankreich 33 und von England 311 Millionen Taler an deutsche Fürsten für diesen Menschenhandel bezahlt worden. Der Erbprinz und spätere Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig hat allein bei dem Verkauf von 5723 Soldaten, von denen nur 2708 zurückkehrten, über 5 Millionen Taler Bargewinn gemacht. Aber auch Sachsen, Hessen-Kassel, Ansbach und Bayreuth, Anhalt, Hanau, Waldeck und Württemberg haben für sogenannte «Subsidien» an ausländische Staaten Soldaten vermietet, um in Morea oder Schottland, in Kanada, am Kap der Guten Hoffnung oder in Indien zu fechten oder zu sterben. Man weiß, wie zeitgenössische Dichter, wie Schubart und Schiller, über diesen Menschenschacher geurteilt haben, der die ökonomische Grundlage des Duodezdespotismus bildete. Das kriegsrische Preußen brauchte selbst zuviel käufliches Menschenfleisch, um Untertanen zu verschachern. Der preußische Oberstleutnant Max Jähns, Generalstäbler und Dozent an der Kriegsakademie zu Berlin, konnte deshalb wagen, diesen schmachvollen Soldatenhandel als empörende «Geldspekulation» und «schändliche» Versündigung am Reich zu brandmarken: «Während das Reich sich mit den jämmerlichen Kontingenten behelfen mußte, seine Armee zum Spott Europas wurde, wurden die guten stehenden Truppen fremden Interessen dienstbar gemacht.» Und selbst ein

Treitschke hat ja wenigstens die deutschen Fürsten des 16. Jahrhunderts eine «verkommene Generation» genannt.

Daß aber auch der Hof und die von Geburt und ihres Besitzes wegen geadelte Aristokratie *Englands* die Charakteristik Treitschkes verdient hätten, hat *Thackeray*, der damals neben Dickens berühmteste und hervorragendste soziale Dichter *Englands*, in seiner zunächst als Vortragsreihe gedachten kulturgeschichtlichen Abhandlung «*Die vier George*» nachgewiesen. Er schilderte darin bald mit beißender Ironie, bald wahrhaft erschütternd die Zustände, die während der Regierung der aus Hannover importierten vier Könige herrschten, die 1714 bis 1837 unter dem Namen Georg I., II., III. und IV. regierten. Nicht, weil sie ihrer deutschen Abkunft wegen schlechter gewesen wären, behandelt Thackeray sie und ihr System, sondern um warnend zu zeigen, daß ein so übles System der Mißregierung und der allgemeinen Korruption erst wenige Jahrzehnte hinter der Viktorianischen Zeit zurückliege. Auch hier müssen wir uns mit ein paar Andeutungen begnügen.

Als der erste Hannoveraner, Georg I., den Thron bestieg, war er bereits 54 Jahre alt. Vorher hatte er als Prinz und Kurfürst der Zeit gemäß sein Leben mit höfischer Repräsentation, mit Kriegführen und Amouren ausgefüllt. Während seiner zeitweiligen Abwesenheit vom hannöverschen Hofe hatte sich für seine erste Frau Sophie Dorothea eine Tragödie abgespielt. Sie hatte mit einem Abenteurer und Glücksritter, mit Philipp von Königs-*marck*, dem Bruder jener *Aurora*, die ein Jahr lang die Favoritin *Augusts* des *Starken* wurde, ein Verhältnis angeknüpft. Als es entdeckt wurde, verschwand ihr Geliebter spurlos; er soll ermordet worden sein. Sophie Dorothea wurde nicht nur geschieden, sondern auch, damals 28 Jahre alt, nach dem Schloß von *Ahlten* verbracht, wo sie 32 Jahre als Gefangene verblieb. Als ihr Gemahl Georg aber als König nach England übersiedelte, brachte er zwei seiner Geliebten mit, die er mit englischen Titeln und Einkünften versorgte. Den Fürsten und Kurtisanen war alles erlaubt, ihren Ehefrauen nicht.

Der zweite Georg besaß, trotzdem er unansehnlich und oft sehr unangenehm war, eine Ehefrau, die ihm mit rührender Treue und Liebe ergeben war, obwohl er ganz ungeniert mit seinen Mätressen verkehrte. Als sie starb, beschwor sie Georg, sich doch wieder zu verheiraten. Der Gemütsmensch antwortete: «Nein, nein, ich werde meine Mätressen haben.» Trotzdem wurde Georg II. von den höchsten Repräsentanten der Kirche als Tugendmuster gefeiert, das erst im Himmel den ihm gebührenden Platz fände. Thackeray nimmt weniger Anstoß an dem König, als an all den weltlichen und geistlichen Würdenträgern der Aristokratie, die sich in Ehrfurchtsbezeugungen vor ihrem Monarchen überboten, trotzdem sie seine Lebensführung ganz genau kannten. Selbst der ältere Pitt «ging vor Georg II. in die gichtigen Knie nieder; und wenn zu ihm, dem inzwischen zum Lord *Chatham* Aufgestiegenen, Georg III. ein paar freundliche Worte sprach, so brach er in Tränen ehrfürchtiger Freude und Dankbarkeit aus». So gottesgnadentumfürchtig benahmen sich die gefeiertsten Minister, von so traditionellem Stolz sie auch durchdrungen waren den Kleinbürgern und Bauern gegenüber. Freilich lag in diesem Verhalten ein tiefer Sinn.

Sie wußten, daß der königliche Absolutismus seine Schranke fand an den Privilegien des Adels und des Besitzes, die die Parlamente beherrschten, und daß es deshalb ihr eigener Vorteil war, sich hinter der scheinbaren königlichen Unfehlbarkeit zu verschanzen. Und wer da weiß, daß noch nach den Erhebungen der Jahre 1874 bis 1876 (lies *achtzehnhundert*) sich 2198 Grundeigentümer in die Hälfte, 10911 aber in *über zwei Drittel* der gesamten Bodenfläche Englands teilten, der begreift, wie sehr sich die Loyalität der Großgrundbesitzer und Großkapitalisten gegenüber der Krone lohnte. Die breiten Volksmassen wurden in England durch Sport und Spiele in erträglicher Laune erhalten. Das von Röpke so bewunderte merry old England (lustige alte England) war nach den Stürmen der englischen Revolution und dem Vorherrschen des Puritanismus im 18. Jahrhundert wieder lebendig geworden. Man tanzte, spielte, trank, sang, ergab sich dem Luxus und der Ausschweifung, soweit es die Mittel irgend gestatteten. Auch die Pächter und Handwerker, selbst Proletarier, ergötzten sich an Festen und jeder Art Sport, soweit sie nicht in der sich entwickelnden Industrie in überlanger Arbeitszeit zu Hungerlöhnen fronten oder als Landstreicher zu Zwangsarbeit daheim oder in den Kolonien verdammt waren.

Neben den Nachrichten über das Treiben des Hofes und die Vergnügungen der privilegierten Klasse finden sich in den Chroniken jener Zeit auch Nachrichten anderer Art. Da wurde ein Mörder gehenkt, enthauptet und gevierteilt. Ein Bettler, der sich in einem Stall erhängt hatte, wurde rechtzeitig abgeschnitten, versuchte sich dann aber selbst die Kehle zu durchschneiden und zu ertränken. Eine Magd wurde am Pfahl verbrannt, weil sie am Mord ihrer Herrin beteiligt gewesen sein sollte. Bestrafte, die in den Holzpranger gesperrt worden waren, wurden vom Straßenpublikum mißhandelt. Verbrechen, begangen aus wilder Lebensgier oder bitterster Not, gab es in Menge. Infolge der ungeheuerlichen Enteignung der Bauern im 16. Jahrhundert. Wie schon Marx englischen Geschichtschreibern entnimmt, «wurden 72000 große und kleine Diebe hingerichtet unter der Regierung Heinrichs VIII.». Auch zu Elisabeths Zeiten «wurden Landstreicher reihenweise aufgeknüpft». Im merry old England!

Wie weit wir es heute wieder einmal gebracht haben, erleben wir ja mit Grausen. Und da sollte man sich künftig mit armseligen Flickreformen, mit einem kastrierten, ständisch verkrüppelten Kapitalismus abfinden, wie Röpke es empfiehlt, statt endlich die soziale Demokratie zu verwirklichen?

Wirtschaftsrechnung der Planwirtschaft

Beiträge zum Problem der Organisation der sozialistischen Planwirtschaft

Von E m i l J. W a l t e r

Die Vertreter der neoliberalistischen Schule lehnen den Sozialismus vor allem deshalb ab, weil angeblich bloß die freie Marktwirtschaft die *optimale*, das heißt bestmögliche Versorgung der Gesellschaft mit Gütern sicherstellen könne. Speziell Ludwig v. Mises hat immer wieder behauptet,